

THOMAS BILLER

Das „wüste Steynhus“ bei Oschatz in Sachsen – Frühe Gotik auf dem Weg nach Osten

1. Der Bau
 - 1.1. Der Grundriss
 - 1.2. Das Badehaus
 - 1.3. Aufriss und Geschosse
 - 1.4. Vereinfachung beim Bau
2. Die Entstehungszeit
 - 2.1. Dendrochronologische Daten
 - 2.2. Historischer Hintergrund
3. Interpretation
 - 3.1. Kloster, Burg, Schloss?
 - 3.2. „Orientalische“ Vorbilder
 - 3.3. Vergleichsbauten in Mitteleuropa
4. Zusammenfassung

Dreißig Kilometer nordwestlich von Meißen und achtzig Kilometer östlich von Wettin – also zwischen den beiden Ursprungsorten wettinischer Herrschaft, im Herzen des späteren Sachsen – liegt zweieinhalb Kilometer westlich von Oschatz, auf fast flachem Gelände eine eher unauffällige Ruine (Abb. 1), deren besonderes Interesse erst durch Ausgrabungen 1991–92 deutlich wurde, deren historische und kunsthistorische Einordnung aber auch ungewöhnliche Probleme bereitet. Diese Deutungsprobleme bestanden schon im Mittelalter, denn bereits bei seiner Ersterwähnung 1379 wurde der Bau als „wüstes Steynhus“¹ bezeichnet; er war also bereits damals verlassen, seine frühere Funktion unbekannt.

1 Reinhard Spehr, Vorbericht über die Bauforschungen im „Schloß Osterlant“ bei Oschatz, in: *Historische Bauforschung in Sachsen*, Dresden 2000 (Landesamt für Denkmalpflege Sachsen, Arbeitsheft 4), S. 18–46. Die grundlegende Arbeit (künftig „Spehr, Vorbericht“) wird im folgenden nur sparsam zitiert, weil sie ohnehin jeder, der sich eingehender für die Grundlagen des vorliegenden Aufsatzes interessiert, vollständig lesen muß. Grundsätzlich legt Spehr hier das Gewicht auf die Grabungsergebnisse, während die aufgehenden Reste nur teilweise behandelt werden. Hintergrund war neben beschränkten Mitteln für die Untersuchung zweifellos auch der archäologisch geprägte Denkansatz des Autors, der schon die architektur- und kunstgeschichtlichen Fragestellungen an den Rand drängt.



Abb. 1. „Wüstes Steynhus“ bei Oschatz, die Ruine von Osten, im Vordergrund der Osteckbau, mit Strebepfeiler und Wendeltreppe rechts, hinten die Reste des Südeckbaues

Das Verdienst sowohl der archäologischen Erforschung – die an Freilegungen schon von 1903–1908 anknüpfte – als auch erster Interpretationsversuche liegt bei dem Dresdener Archäologen Reinhard Spehr, der vor kurzem eine detaillierte Publikation vorlegte². Sein Vorbericht ist unverzichtbare Grundlage jeder weiteren Befassung mit dem Bau, während Spehrs vielfältige Deutungsansätze das schmale Fundament der Fakten allzu sehr fordern. Obwohl ihm der spekulative Charakter seiner Überlegungen bewusst ist³,

Nach Drucklegung des vorliegenden Artikels erschien ein zusammenfassender Führer: Reinhard Spehr, *Das Wüste Schloß Osterlant*, eine archäologische Betrachtung zur Baugeschichte, Oschatz 2005, 31 S.

Zu den frühen Erwähnungen vgl. Spehr, Vorbericht, S. 18/19 und 38. Die Bezeichnung als „Osterland“ oder auch „Osterfeld“ ist eine erst im 18. Jh. vorgetragene These ohne erkennbare Grundlage; dass diese Namen (für die Ruine? für eine Region?) auf Karten des 18. Jhs. gestanden hätten hat Spehr offenbar nicht geprüft (vgl. Spehr, Vorbericht, S. 18, Anm. 18, u. hier 2.2). Eine systematische und kritische Zusammenstellung der älteren Erwähnungen des Baues durch einen Historiker wäre sicherlich noch hilfreich.

2 Spehr, Vorbericht.

3 Spehr, Vorbericht, S. 38: „Alles, was wir zum Bauherrn und seinem Programm sowie zur Nutzung des Hauses sagen, sind Vermutungen...“.

breitet er sie intensiv aus und nimmt dabei in Kauf, dass die in Wahrheit sehr begrenzten Möglichkeiten einer Einordnung in die Architektur der Epoche nicht nur ungenutzt bleiben, sondern hinter der Sammlung von Vermutungen regelrecht zu verschwinden drohen.

Vor diesem Hintergrund soll hier eine neue Analyse des Baues und seiner Herleitung versucht werden. Denn im Gegensatz zum bisherigen Anschein lassen sich durchaus Zusammenhänge wahrscheinlich machen, die bisher undiskutiert sind, und andere recht sicher ausschließen.

1. Der Bau

Bis zu den Ausgrabungen vor einem Jahrzehnt waren nur stark verfallene Teile des namenlosen Baues aufgehend erhalten, die kein vollständiges Bild seines Grundrisses ergaben, aber immerhin zeigten, dass er mindestens ein Sockelgeschoss und zwei weitere Geschosse besaß. Der Grundriss konnte jedoch 1991–92 mit bemerkenswerter Vollständigkeit freigelegt werden (Abb. 2); erst dadurch – in Verbindung mit der ebenfalls gut gesicherten Datierung – wurde der ganz ungewöhnliche Charakter des Baues deutlich. Baumaterial ist örtlicher Porphyrtuff als Bruchstein, mit Werkstücken ebenfalls aus Porphyrtuff und aus hellgrauem Sandstein.

1.1. Der Grundriss

Es handelte sich um eine quadratische Vierflügelanlage (44,3 m Seitenlänge, gemessen über die Eckstrebe Pfeiler) mit ebenfalls quadratischem Hof, wobei die vier Flügel und die vier Eckbereiche jeweils gleich ausgebildet waren. Die Ecken bildeten je einen quadratischen Raum, bei dem die Seitenlänge des Quadrates geringfügig kleiner ist als die innere Breite der Flügel, und der außen leicht (0,40 m) vor deren Flucht vorgerückt ist; es handelte sich also um Eckbetonungen, um Türme oder „Pavillons“. Sowohl die Eckräume als auch die Flügel des Sockelgeschosses sind innen regelmäßig mit

Auf die gesicherten Fakten beschränkt ist die frühe Darstellung von C. Gurlitt (Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen, 27. Heft, Amthauptmannsch. Oschatz (1. Teil), Dresden 1905, S. 254–257), die in Plan und Schnitten eine saubere Dokumentation des damals oberirdisch Vorhandenen gibt, aber natürlich durch die Grabungsergebnisse Spehrs entscheidend ergänzt wird.

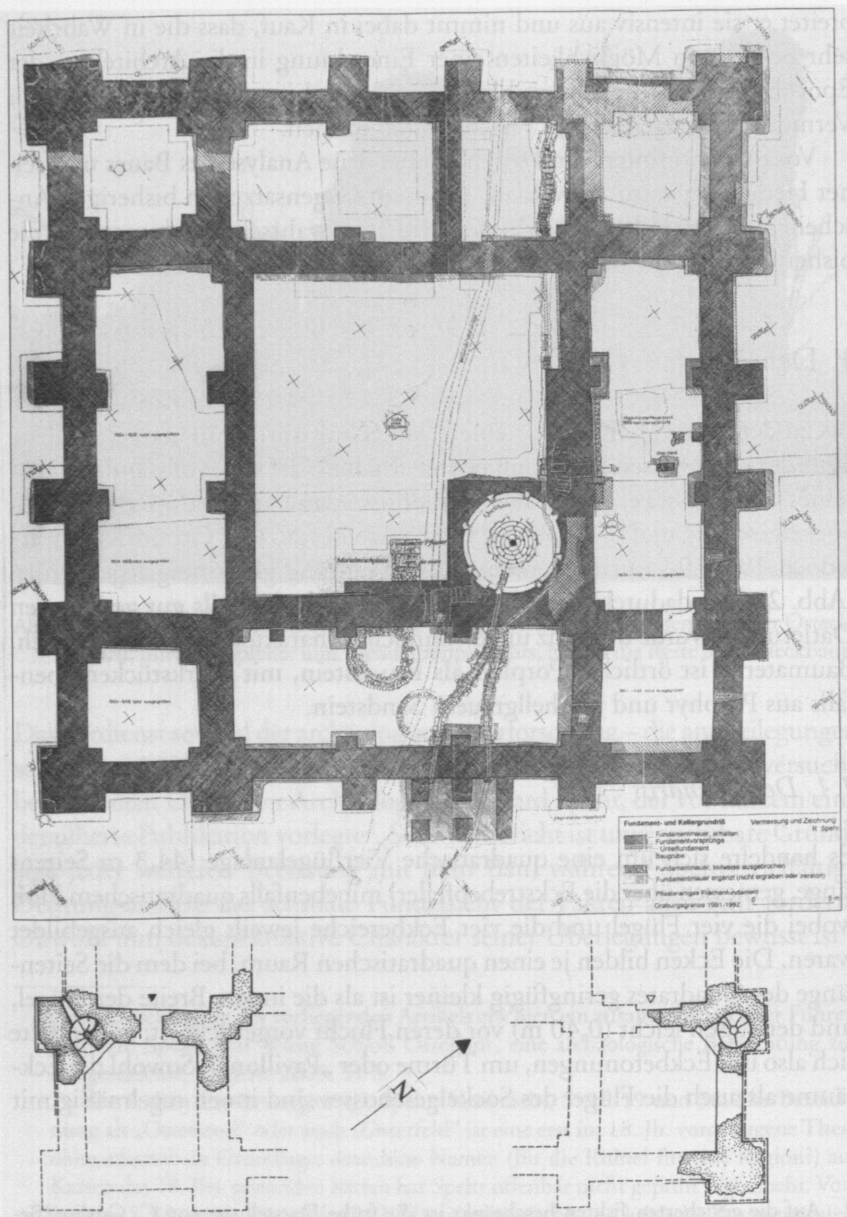


Abb. 2. „Wüstes Steynhus“ bei Oschatz, Fundament- und Kellergrundriß nach Spehr, Grundriß der erhaltenen Mauern des Erdgeschosses

rechteckigen Wandvorlagen ausgestattet, die auf eine konsequente Einwölbung schließen lassen – für jeden „Eckpavillon“ war ein quadratisches Kreuzgewölbe vorgesehen, jeder Flügel sollte drei querrrechteckige Joche erhalten. Dass wirklich mit Einwölbung zu rechnen ist – und nicht etwa nur mit einer aufgelegten Wandgliederung – bestätigen mit wünschenswerter Klarheit die Fundamente von Strebepfeilern, die an der Außenseite aller Flügel und Eckpavillons vorspringen⁴.

Die Unregelmäßigkeiten des Grundrisses sind sehr gering und überwiegend im Inneren festzustellen. Auf das „Badehaus“ in der Ostecke des Hofes, an das zwei verstärkte Partien der Hofmauern anschlossen, wird noch zu kommen sein. Im Nordwestflügel war ferner einer der Gurtbögen von vornherein durch eine Wand ersetzt⁵; im Nordost- und Südostflügel gibt es zwei zusätzliche, wohl erst sekundär angefügte Fundamente von Wandvorlagen. An der Außenseite des Baues trug schließlich eine Gruppe von Wand- und Freipfeilern vor dem Südostflügel vermutlich eine Abortanlage⁶.

1.2. Das Badehaus

Neben der eindrucksvollen Regelmäßigkeit des Grundrisses besteht die andere große Ungewöhnlichkeit des „wüsten Steynhuses“ in jenem Bauteil in der Ostecke des Hofes, der einen kreisrunden Raum mit einem konzentrisch angeordneten runden Wasserbecken enthielt (Abb. 3, 4). Der nähe-

4 Die Strebepfeiler fehlen zum Innenhof hin. Hier zeigt aber eine genaue Betrachtung, dass der Nordost- und der Südostflügel ohnehin breite Mauerverstärkungen für Innentrep-pen besaßen, die Strebepfeiler überflüssig machten. Der Nordwestflügel besaß außerdem eine Innenwand, die die statische Problematik völlig entschärfte. Es bleiben also nur drei Stellen in den beiden Westflügeln, die nach der Systematik Strebepfeiler erfordert hätten und keine besitzen. Von einer ästhetischen Regelmäßigkeit konnte im Innenhof schon wegen des Brunnenhauses kaum die Rede sein, und die statische Problematik war gering, weil schon Mauerdicke und innere Wandvorlage zusammen eine Widerlagertiefe von immerhin 2,60 m ergeben.

5 Vielleicht ist dies darin begründet, dass durch den abgeteilten quadratischen Raum zwei Wasserkanäle geführt waren, die hier noch höher lagen als unter dem Südostflügel.

6 Spehr vermutet hier ein „Treppenhaus“ bzw. den Hauptzugang des Baues, aber es fällt auf, dass zwischen den Pfeilern der Doppelkanal verläuft, der Bach und Badehaus entwässerte; das passt gut zur Spülung von Aborten, aber kaum zu einer Treppe. Die schmale Ausführung des benachbarten Eckpfeilers des Osteckbaues belegt jedenfalls, dass der Vorbau von Anfang an geplant war. Die Herkunft einer in der Nähe gefundenen Spolie von einer säulengezierten Pforte ist unklar.



Abb. 3. „Wüstes Steynhus“ bei Oschatz, das freigelegte Badehaus gegen Süden

ren Beschreibung⁷ und Klärung der Funktion ist dabei voranzuschicken, dass der Bau offenbar nicht vollendet, sondern nach Fertigstellung des Beckens aufgegeben wurde. Der Versuch, insbesondere die Raumform zu rekonstruieren, richtet sich daher nicht auf eine verschwundene Realität, sondern lediglich auf eine Planung.

Das runde Becken mit einem oberen Durchmesser von 3,00 m verengt sich über sechs konzentrische Stufen zu einem Boden, der nur noch einen Durchmesser von 0,40 m besaß. Im Boden lag der Wassereinlass, gitterartig abgedeckt mit drei Bandeisen, unter dem Kies für eine Filtrierung des

7 Der Bau wurde nach der Grabung aus gutem Grunde wieder zugeschüttet, so dass die Dokumentation von Spehr einzige Grundlage der Darstellung ist.

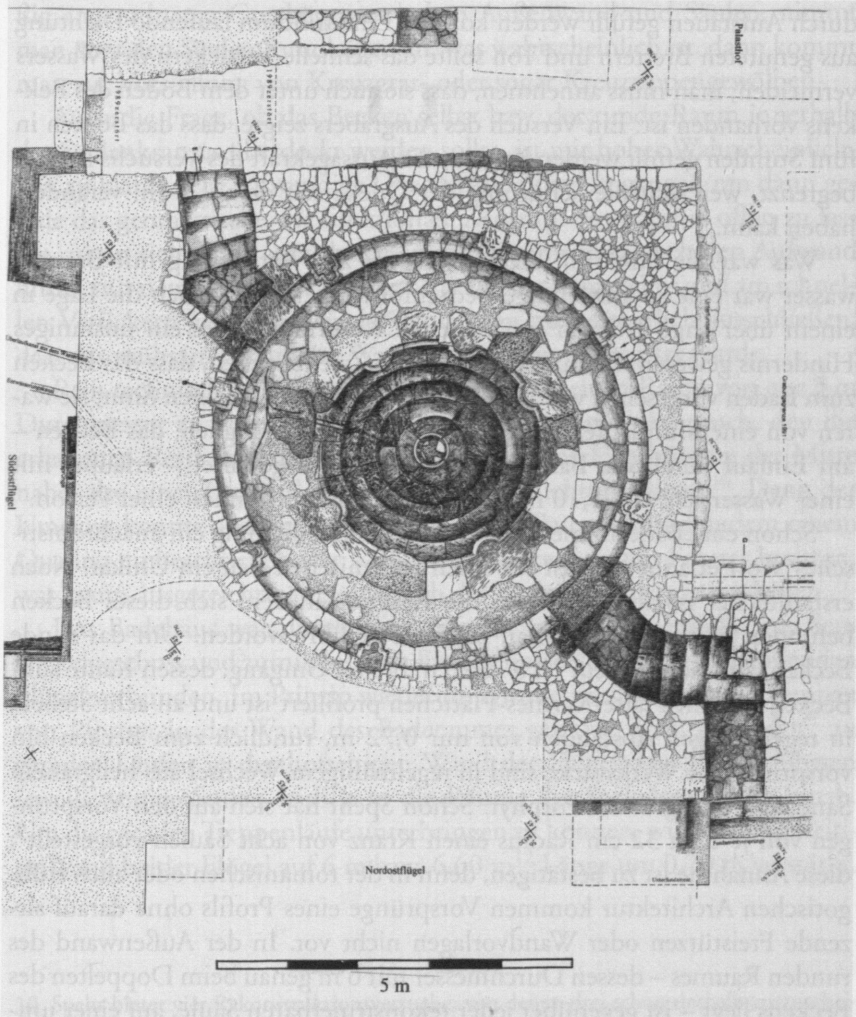


Abb. 4. „Wüstes Steynhus“ bei Oschatz, Grundriss des Badehauses nach Spehr von unten emporgedrückten Wassers sorgte. Das Wasser stammte aus einer Quelle, die direkt unter dem Bau lag und offenbar seine Lagewahl bestimmte⁸; da man über keine Hebevorrichtung verfügte, wurde das Becken so weit in den Boden eingetieft – 2,00 m unter Hofniveau –, dass es allein

8 Spehr rekonstruiert einen Bachlauf im Norden des Baues, in dessen unterem Teil zusätzlich (!) eine Quelle entsprungen sei; das ist schon in sich unwahrscheinlich. Auf den Bachlauf deutet im Gelände nichts.

durch Aufstauen gefüllt werden konnte. Eine rundum laufende Dichtung aus genuteten Brettern und Ton sollte das schnelle Versickern des Wassers vermeiden; man muss annehmen, dass sie auch unter dem Boden des Beckens vorhanden ist. Ein Versuch des Ausgräbers zeigte, dass das Becken in fünf Stunden gefüllt werden konnte; die Aussagekraft des Versuchs ist aber begrenzt, weil sich die Schüttung der Quelle seit dem 13. Jh. verändert haben kann.

Was war die Funktion dieses Beckens? Zur Versorgung mit Brauchwasser war eine so aufwendige Beckenform überflüssig, auch die Lage in einem über enge Treppen zugänglichen Kellerraum wäre ein unsinniges Hindernis gewesen. Es kann daher keinen Zweifel geben, dass das Becken zum Baden vorgesehen war. Die Stufen ergeben nur so einen Sinn; sie waren von einem umlaufenden Gang aus allseitig zugänglich, das Becken – am Einlauf durch die Bandeisen trittfreundlich gestaltet – erlaubte mit einer Wassertiefe von 1,10 m das Untertauchen zumindest einer Person.

Schon ein „Badezimmer“ – wenn zur Verdeutlichung ein anachronistisches Wort erlaubt sei – ist für einen romanischen Bau ein Unikat. Noch erstaunlicher ist aber die Form des Raumes, in dem sich dieses Becken befunden hätte, wäre der Bau zu Ende geführt worden. Um das runde Becken läuft nämlich ein 1,10–1,25 m breiter Umgang, dessen Kante zum Becken hin mit Platte-Karnies-Plättchen profiliert ist und an acht Stellen, in regelmäßigen Abständen von nur 0,72 m, rundlich zum Becken hin vorspringt; die Werkstücke sind in regelmäßigem Wechsel aus hellgrauem Sandstein und grünem Porphyrt. Schon Spehr hat sich auf den Vorsprüngen von je etwa 32 cm Radius einen Kranz von acht Säulen vorgestellt⁹; diese Annahme ist zu bestätigen, denn in der romanischen oder auch frühgotischen Architektur kommen Vorsprünge eines Profils ohne darauf sitzende Freistützen oder Wandvorlagen nicht vor. In der Außenwand des runden Raumes – dessen Durchmesser mit 6 m genau beim Doppelten des Beckens liegt – ist gegenüber jeder rekonstruierbaren Säule, auf einer umlaufenden „Bank“, der Rest einer Wandvorlage bzw. eines Dienstes erhalten; das Profil bildet einen Wulst zwischen seitlichen Hohlkehlen. Säulen und Dienste lassen auf einen gewölbten Umgang schließen, mit regelmä-

9 Allerdings zeigt seine Zeichnung (Abb. 34) Säulenschäfte, die direkt auf dem Profil stehen. Das Profil entspricht jedoch nicht einem denkbaren romanischen Profil einer Säulenbasis. Es sind daher eigenständige Säulenbasen auf dem Profil anzunehmen, die jedoch nicht mehr an Ort und Stelle kamen. Einem zerstörten Vorsprung des Beckenrandes im Westen schreibt Spehr (Vorbericht, S. 34) ohne erkennbaren Grund eine besondere Bedeutung zu.

ßig angeordneten Gurtbögen zwischen Außenwand und Säulen; nimmt man über den Säulen Rundbögen an, was wahrscheinlich ist, dann kommt man zur Vorstellung von Kreuzgrat- oder sogar Kreuzrippengewölben.

Auch die Frage, ob das Becken selbst bzw. der runde Raum innerhalb des Säulenkranzes überdeckt werden sollte, ist mit hoher Wahrscheinlichkeit zu klären. Die aufwendige Überdeckung des Umganges, um dann gerade das geometrische wie funktionale Zentrum des Raumes offen zu lassen, ist an sich schon unwahrscheinlich. Nimmt man noch den Aufwand hinzu, mit dem hier Oberflächenwasser filtriert, eingeleitet und am schnellen Versickern gehindert wurde, dann kann man sicherlich ausschließen, dass das mühsam gesäuberte Wasser dem Regen ausgesetzt wurde.

Rein technisch ist es natürlich kein Problem, einen Raum von nur 3 m Durchmesser zu überdecken. Der hohe gestalterische Anspruch, den die erhaltenen Reste erkennen lassen, legt dabei eine Überhöhung der Mitte nahe, also eine „Laterne“, die zugleich der Belichtung diente¹⁰. Denn der Umgang konnte – da er zweiseitig an einen Bau stieß und zudem einem Quadrat einbeschrieben war – höchstens an zwei Seiten Fenster besitzen, was kaum ausgereicht hätte, um auch das Becken halbwegs zu erhellen.

Das Badehaus war durch zwei Treppen in der Mauerdicke mit dem Sockelgeschoss und zumindest den Erdgeschossen der beiden anstoßenden Flügel verbunden. Im Prinzip wiederum symmetrisch führten die Treppen von Pforten in der Wand des Baderaumes geknickt bzw. gerundet¹¹ zu geraden Läufen in der hofseitigen Wand der Flügel; von diesen führten jeweils wenige Stufen seitlich in die Räume des Sockelgeschosses hinab. Um die geraden Treppenläufe unterbringen zu können, wurde die hofseitige Wand beider Flügel auf 6 m bzw. 6,60 m¹² Länge um 0,70 m verstärkt.

10 Spehr bietet vier Rekonstruktionsversuche, von denen drei schon deshalb auszuschließen sind, weil sie den Säulenkranz negieren. Die vierte (dort Abb. 34) läßt die Rundöffnung wenig überzeugend in einen immerhin gut belichteten quadratischen Obergeschossraum münden.

11 Beim Südportal saß das Portal mittig zwischen zwei Diensten des Badehauses, weswegen die Treppe direkt dahinter ungünstig abgewinkelt werden mußte. Beim Nordportal vermied man das und führte die Treppe gerundet, wobei aber das Portal nicht mehr mittig zwischen den Diensten sitzen konnte.

12 Die etwas unterschiedliche Länge kann mit der in der vorigen Anmerkung beschriebenen unterschiedliche Führung der Treppe zu tun haben – die runde Führung machte die Nordtreppe etwas länger. Spehr ist sich nicht sicher, ob auch im Süden eine gerade Treppe ins Erdgeschoss führte, weil dieser Bereich zerstört ist; die Verstärkung der Hofmauer reicht hier aber als Beleg aus.

1.3. *Aufriss und Geschosse*

Ist der Grundriss bzw. das Sockelgeschoss des „wüsten Steynhuses“ nach den Grabungen vollständig bekannt, so stützt sich unser allzu begrenztes Wissen über die Gestalt des Baues ab dem Erdgeschoss ausschließlich auf bis zu 11 m hohe, aber stark beschädigte Mauerzähne der quadratischen Eckbauten im Süden und Osten (Abb. 1). Sie wirken auch deshalb auf den ersten Blick wenig spektakulär, weil sie in der Hauptsache aus Bruchstein gemauert sind, was heute ausgesprochen grob wirkt. Die formale Stringenz des sicher auf Putz berechneten Bauwerkes ist so nicht mehr einfühlbar¹³.

Die Außenansicht aller vier Flügel wurde entscheidend von den Strebepfeilern bestimmt, die in regelmäßigen Abständen bis zu 1,40 m vor die Wand vorsprangen. Die Pfeiler an den etwas vorgezogenen Eckbauten waren beachtliche 3,60–3,70 m breit und behielten diese Maße wohl bis zur Dachtraufe; zwei der Pfeiler sind noch 10–11 m hoch erhalten, wobei die Decke über dem Obergeschoss und damit die vermutliche Traufe bei etwa 12,50 m zu rekonstruieren ist. Die jeweils zwei Strebepfeiler der eigentlichen Flügel waren mit etwa 1,80 m nur halb so breit wie jene der Eckbauten; wie ihr Aufgehendes gestaltet war, wissen wir nicht, da keiner höher als etwa 1 m über dem Fundamentabsatz erhalten blieb. Die Abstände dieser kleineren Pfeiler variieren etwas, wobei aber der Bezug zu den Wandvorlagen im Inneren eindeutig bleibt; am Südostflügel ist ein Strebepfeiler dem vermutlichen Abortvorbau geopfert worden, wofür der andere etwas zur Mitte des Flügels verschoben und der nächste im Nordosten schmaler ausgeführt wurde.

Etwa 2,20 m über dem Fundamentabsatz besaß die Außenfassade des Baues – außer am vereinfacht ausgeführten Südwestflügel – einen Schrägsockel aus Sandstein-Werkstein, der auch um die Strebepfeiler herum lief. Direkt unter ihm sind im Osteckbau und seinem nördlichen Nachbarraum Reste zweier rundbogiger Lichtschlitze erhalten; beide sitzen nicht mittig zwischen den Strebepfeilern.

Obwohl wir über das Sockelgeschoss naturgemäß am besten informiert sind, ist wenig über seine Räume zu sagen. Nach den Befunden im Ost-Eckbau lag der Boden nur rund einen halben Meter unter dem äußeren Fundamentabsatz; die Räume waren hier also kaum in den anstehenden

13 Spehr, Vorbericht, S. 30, vermutet, der Bau sei unverputzt gemeint gewesen; jedoch belegt er selbst an mehreren Stellen, dass der Putz der langen Durchfeuchtung zum Opfer gefallen sein kann.

Boden eingetieft¹⁴. An gleicher Stelle ist auch die lichte Höhe feststellbar, die bei rund 2,50 m lag – das ist für einen hochmittelalterlichen Bau herrschaftlichen Charakters beachtlich wenig und zeigt, dass es sich wirklich nur um ein Sockelgeschoss handelte, das in der Hauptsache dazu diente, die herrschaftlichen Räume in den beiden Hauptgeschossen auf eine angemessene Höhe zu heben. Mit einer ganz untergeordneten Nutzung des Sockelgeschosses ist auch das sonst erstaunliche Faktum zu vereinbaren, dass keinerlei Zugänge von außen und vom Hof belegbar sind, obwohl die Umfassungsmauern so hoch erhalten blieben, dass mindestens deren untere Teile überlebt haben müssten; offenbar beschränkte man sich auf Treppen vom Erdgeschoss aus. Auch Durchgänge zwischen Räumen des Sockelgeschosses sind nur im Ostrisaliten erhalten, was nahe legt, dass die beiden höher liegenden westlichen Flügel gar nicht unterkellert werden sollten; im Erdgeschoss sind dagegen Pfortenreste in den Nordost- und Südwestflügel erhalten. Die geringe lichte Höhe des Sockelgeschosses macht es weiterhin unwahrscheinlich – entgegen Vermutungen des Ausgräbers¹⁵ –, dass es gewölbt werden sollte, denn ein Kreuzgratgewölbe von über 5,5 m Spannweite und nur 2,5 m Höhe ist technisch problematisch und daher in der Spätromanik auszuschließen.

Diese Erkenntnis bestärkt eine Annahme, die schon durch die Dichte und den weiten Vorsprung der Strebepfeiler-Fundamente nahegelegt wird – daß nämlich die Einwölbung der herrschaftlichen Hauptgeschosse vorgesehen war, nicht die des Kellers. Gewölbe allein im Keller hätten keine Strebepfeiler erfordert, und das kräftige Vorspringen der vorhandenen Strebepfeiler in Verbindung mit ihrem stringenten Bezug zu den Wandvorlagen im Inneren beweist hinreichend, dass die Strebepfeiler wirklich solche waren, und nicht etwa nur Wandgliederungen. Allerdings sind die Wölbungen in Erd- und Obergeschoss allem Anschein nach höchstens teilweise realisiert worden. Denn allein am Rest des Südeckbaues ist der Ausriss einer Wandvorlage auch im Erdgeschoss erhalten geblieben – sie gehörte zum Raum im Südostflügel – während alle anderen Vorlagen schon unter der Decke des Kellergeschosses enden. Von den vier erhaltenen Raumecken der Eckbauten im Erdgeschoss sind zwei abgeschrägt, weil hinter ihnen Wendeltreppen liegen, die anderen besitzen keine Eckvorlagen – obwohl diese Vorlagen in allen vier Fällen im Keller begonnen wurden!

14 Zwei in Lehm gesetzte Rundbauten im Keller des Südostflügels sind schwer zu deuten; Spehr, Vorbericht, S. 33, denkt aus gutem Grund an Öfen, die dann aber unvollendet geblieben wären. Ein kleiner Herd im Nordostflügel wurde dagegen benutzt.

15 Spehr, Vorbericht, S. 26.

Was die Einwölbung betrifft, muß es daher bei grundsätzlichen, aber dennoch sehr bedeutungsvollen Aussagen bleiben. Wir haben nämlich einen Bau vor uns, der mit seinen inneren Wandvorlagen und entsprechenden äußeren Strebepfeilern absolut konsequent auf Kreuzwölbung hin geplant worden ist, wobei diese Wölbung – mit Graten oder auch Rippen – zumindest im ersten Obergeschoss entstehen sollte, wahrscheinlicher aber in beiden Obergeschossen.

Die beiden als Rundschächte mit Spindel- und Stufenresten erhaltenen Wendeltreppen (Abb. 2) begannen im Erdgeschoss des östlichen und südlichen Eckbaues, besaßen Ausgänge in die darüber liegenden Obergeschossräume und führten noch weiter, also auf das Dach oder in 2. Obergeschosse, die man sich zumindest über den Eckräumen gut vorstellen kann; beide Treppen liegen in einem der äußeren Strebepfeiler, und es liegt nahe, dass die anderen Eckbauten entsprechend ausgestattet werden sollten. Welche Funktion die Treppen im räumlichen System des Baues hatten, bleibt bei dessen weitgehendem Verlust natürlich offen; schon als Wendeltreppen und in ihrer Mehrzahl sind sie aber bemerkenswert in einem Bau des frühen 13. Jhs. – also in einer Epoche, wo gerade im Profanbau noch Freitreppen und geradläufige Treppen üblich waren.

Es überrascht angesichts der weitgehenden Zerstörung der aufgehenden Wände, daß überhaupt noch Aussagen über die Durchfensterung zumindest des 1. Obergeschosses gemacht werden können. Die genaue Bauaufnahme von Spehr erlaubte jedoch die Feststellung der Reste dreier Fensterischen im Erdgeschoss. Zwar wissen wir nichts mehr über die Form der Fenster selbst, aber die Nischenbreite von über 2,10 m – oder 2,70 m, wenn die von Spehr nach minimalen Resten vermuteten Seitensitze existierten – deuten auf mehrteilige Fenster mit zwei oder drei Stützen, also eine beachtlich repräsentative Form, der man auch die ergrabenen Spolien schlanker Sandsteinsäulen zurechnen kann¹⁶. Von Interesse ist ferner, dass die hofseitigen Wände im Erdgeschoss deutlich dünner waren als die feldseitigen, wie die erhaltenen Ansätze am Südeckbau zeigen (Abb. Grundriss).

Wie das Dach des Baues aussah oder aussehen sollte, ist völlig offen¹⁷. Eine Wehrplatte mit Zinnen ist angesichts des sonstigen Fehlens wehrhafter Merkmale unwahrscheinlich, ein normales Dachwerk aufgrund der Wit-

16 Am Südwestflügel außen zeigen Baunähte die Lage einer weiteren Öffnung, die heute direkt über dem Boden liegt; jedoch ist dies der Teil, der erst nach deutlicher Vereinfachung des Gesamtkonzeptes entstand.

17 Spehr, Vorbericht, S. 29, betont, dass trotz der flächenmäßig recht großen Grabungen lediglich drei Ziegelbruchstücke gefunden wurden; er weist aber auch zu recht auf die Möglichkeit völlig verrotteter Holzschindeln hin.

terung wahrscheinlich. Dass die vorspringenden und durch die dickeren Strebepfeiler betonten Eckbauten auch in der Höhe hervorgehoben werden sollten, dass sie also möglicherweise ein zweites Obergeschoss besaßen, liegt aufgrund ästhetischer Erwägungen nahe.

1.4. Vereinfachung beim Bau

Der Bau wurde bisher im Wesentlichen so dargestellt, wie er ursprünglich geplant war; nur an einigen Stellen waren Planänderungen bzw. Vereinfachungen während der Realisierung anzusprechen. Spehrs Untersuchungen erbrachten in Wahrheit jedoch zahlreiche Hinweise, daß der Bau nur in reduzierter Form zu Ende geführt wurde.

Die Grabungen zeigten, dass der Nordwestteil der Gesamtanlage mit den zugehörigen Eckbauten nie ausgeführt wurde; allein auf das Fundament der Hofwand des Nordwestflügels wurde eine in Resten erhaltene schlichte Mauer gesetzt, als Abschluss der verbliebenen Dreiflügelanlage. Dass vor allem von den Eckbauten im Süden und Osten höhere Reste erhalten sind, ist also nicht nur in Verfall, sondern bereits im frühen Abbruch des Bauvorganges begründet. Der Südwestflügel wurde zwar hochgeführt, aber unter Verzicht auf den Sockelabsatz und wohl auf den Keller; ferner wurden die Wandvorlagen innen und außen nur bis auf Geländehöhe geführt. Schliesslich ist besonders aussagekräftig, dass vom Badehaus nur die Fundamente mit dem Becken und die Umfassungsmauern bis Geländehöhe ausgeführt wurden, nicht aber die Säulen und damit der Oberbau; man schüttete vielmehr den begonnenen Teil frühzeitig wieder zu und vermauerte zumindest eine der herabführenden Treppen. Detailbeobachtungen Spehrs, nämlich von Humus verunreinigte Mörteloberflächen, belegen schliesslich, dass es keine zügige Bauausführung, sondern mehrfach längere Bauunterbrechungen gegeben hat¹⁸.

Diese Feststellungen sind von einiger Tragweite. Sie besagen nämlich, dass gerade die in ihrer Zeit und Region besonders ungewöhnlichen Merkmale des Baues nie über das Planungsstadium hinaus kamen! Es blieb im Ergebnis bei einem keineswegs völlig regelmäßigen, großenteils nur mit Balkendecken¹⁹ versehenen Gebäude, und gerade das einzigartige Badehaus

18 Spehr, Vorbericht, S. 30, meint, der Bau habe auch Türen erhalten; belegbar sind aber nur die Türangeln, die natürlich beim Aufmauern eingefügt werden mußten – es ist nicht beweisbar, dass je Türen eingehängt wurden.

19 Im Südeckbau sind Balkenlöcher für die Decke über dem Erdgeschoss erhalten; ferner wurde Lehm gefunden, wohl von der Füllung einer eingestürzten Decke.

wurde früh aufgegeben. Da der Bau aber trotzdem benutzbar gemacht wurde, kann man auch nicht einfach von einem Bauabbruch sprechen, der etwa in verbreiteter Weise von politischen Ereignissen oder Finanzproblemen erzwungen wurde. Vielmehr handelte es sich um eine starke Vereinfachung, hinter der ziemlich deutlich ein mangelndes Verständnis für den hohen formalen und Komfortanspruch des Urkonzeptes stand. Man vollendete den Bau – aber nur als schwachen Schatten der großen Absichten seines Entwerfers.

2. Die Entstehungszeit

2.1. *Dendrochronologische Daten*

Das „wüste Steynhus“, wie es geplant und begonnen wurde, ist ein Bau, der in der Systematik seines Grundrisses, insbesondere in den auf vollständige Wölbung der Hauptgeschosse verweisenden Strebepfeilern, gotische Merkmale aufweist, während die wenigen Detailformen eindeutig romanisch sind. Wäre man auf diese Merkmale allein angewiesen, würde man den Bau als gotisch mit altertümlichen Einzelformen einordnen und, gerade auch in seiner Region, nicht allzu lange vor die Mitte des 13. Jhs. datieren.

Vor diesem Hintergrund ist es von besonderer Bedeutung, dass mehrere Hölzer des Baues dendrochronologisch datiert werden konnten. Sowohl Tannenholzbretter aus der Tondichtung des Brunnenhauses, als auch eine Eichenbohle, die als Unterlage eines Wasserkanals diente, wurden im Winter 1211/12 zugeschnitten²⁰. Es wird heute in der Regel angenommen, dass Bauholz im Mittelalter frisch verarbeitet wurde, und das scheint gerade hier besonders sicher, denn bei der sehr speziellen Form der genuteten Dichtungsbretter ist eine Wiederverwendung praktisch ausgeschlossen, und der Einsatz in unmittelbarer Nähe von Wasser spricht auch für frisches, saftiges Holz, das der Durchfeuchtung besser widerstehen konnte.

Damit steht fest, dass der Bau 1211/12 begonnen wurde, was zu den romanischen Formen des Brunnenhauses und auch dem begrenzten archäologischen Fundgut²¹ durchaus passt, aber bezüglich der gotischen

20 Spehr zitiert drei verschiedene Gutachten wörtlich (S. 23/24, Anm. 21), die diesbezüglich zu gleichen Ergebnissen kommen.

21 Zu den Funden Spehr, Vorbericht, S. 38/39; ein Großteil der Stratigraphie wurde 1903/08 vernichtet.

Grundrissmerkmale eine Überraschung ist. Der Oschatzer Bau ist mehrere Jahrzehnte früher begonnen worden, als die allgemeine Entwicklung der gotischen Architektur in Deutschland es erwarten lassen würde! Die Frage, wie ein Bau dieser konsequenten Gestaltung so früh im Herzen Deutschlands entstehen konnte, ist es, die dem Bau ihr besonderes Interesse verleiht; ihr wird im folgenden nachzugehen sein.

2.2. Historischer Hintergrund

Es gibt, wie man nach Spehrs Forschungen mit hoher Sicherheit annehmen kann, keine Schriftquelle, die sich direkt oder indirekt auf die Errichtung des hier thematisierten Baues bezieht, und damit auch keine zeitgenössische Aussage zu seinen Funktionen und zum Bauherren. Schon Ende des 14. Jahrhunderts war er zur namenlosen Ruine geworden und dies gebietet größte Zurückhaltung gegenüber den Annahmen des 18. Jahrhunderts, hier einen markgräflichen Sitz zu vermuten.

Dass es der Landesherr war, der hier baute – auf der Basis der Dendrodatierung also Markgraf Dietrich von Meißen (reg. 1198–1221) –, ist nur eine Vermutung auf sehr allgemeiner Ebene. Zwar hat der Markgraf unmittelbar vor der Erbauung, nämlich 1210, eine Reihe wichtiger Rechte des Bistums Naumburg an sich gebracht und damit seinen dortigen Einfluss deutlich verstärkt, aber dies ergibt keineswegs zwingend, daß er selbst der Bauherr des späteren „wüsten Steynhuses“ gewesen ist. Wir wissen durchaus nicht, wie die konkreten Verhältnisse vor Ort waren, ob der Markgraf etwa Lehen vergeben oder einen Vogt eingesetzt hat, oder welcher Besitz weiterhin – gerade auch außerhalb der werdenden Stadt – in der Hand des Bistums Naumburg verblieb oder in der Hand weiterer, unbelegter Herren. Lediglich der aufwendige architektonische Charakter des Baues ergibt eine gewisse Wahrscheinlichkeit, dass hier ein besonders mächtiger Bauherr aktiv wurde, also etwa der Markgraf – mehr aber auch nicht.

3. Interpretation

Zwei zentrale Fragen bleiben nach alledem zu beantworten. Einmal: Welche Funktion war dem Bau zgedacht? Und, aus kunsthistorischer Sicht die zentrale Frage: Wie kam es zu einer so ungewöhnlichen Bauform, zu dieser Zeit und in dieser Region?

3.1. *Kloster, Burg, Schloss?*

Die Frage nach der Funktion des Baues muss, angesichts der fehlenden Baunachrichten, in grundsätzlicher Weise gestellt werden. Wir haben es zu tun mit einem siedlungsfern liegenden Vierflügelbau, was nur eine begrenzte Zahl von Deutungen zulässt. Ein Sakral- bzw. Zentralbau ist angesichts des Hofes auszuschließen – aber ein Kloster scheint diskutabel, wobei man das Badehaus als Brunnenhaus anzusprechen hätte. Genauere Betrachtung führt aber zum Ausschluss dieser These. Bei einem Kloster ist ein Flügel des Quadrums durch die Kirche ersetzt, mit Querschiff, Chor und meist Seitenschiffen, die anderen Flügel sind in erkennbar spezialisierte Räume aufgeteilt; nichts weist beim „Steynhaus“ auf eine Kirche, die Flügel waren räumlich alle gleich. Der Bau steht außerdem buchstäblich quer zu den Himmelsrichtungen, obwohl man die Kirche im offenen Gelände exakt hätte osten können. Es fehlt ferner der Kreuzgang, und das *Badehaus* ist eben kein *Brunnenhaus* – mit Becken im Boden, nicht mit aufgeständerten Wasserbecken für die Waschungen²² – und es liegt in einer Hofecke, wo es in einem Kloster nie lag.

Schließt man folglich ein Kloster und verwandte Bautypen aus, wie etwa ein Hospiz, so kommt im Grunde nur ein Adelssitz in Frage, nach der Typologie der Zeit um 1200 also eine Burg – wobei aber trotz der Geschlossenheit der Anlage und der 1,6–1,8 m dicken Außenmauern Entscheidendes gegen einen *befestigten* Adelssitz spricht. Schon die Lagewahl ist ungeeignet, denn eine Wasserburg hätte man besser wenige Meter daneben in einen der Stauteiche gesetzt. Ein Graben ist nach den archäologischen Ergebnissen auszuschließen²³, und die Lichtschlitze des Kellers lagen nur 1,30 m über dem Fundamentabsatz – ein Angreifer konnte also direkt in die Keller schießen oder sie in Brand stecken! Selbst die großen Fenster des Hauptgeschosses waren 4 m über dem Boden noch leicht anzuleitern.

22 Nur am Rande sei erwähnt, dass es sich natürlich auch nicht um ein jüdisches Ritualbad, eine „Mikwe“ handeln kann – eine Mikwe immerhin enthält wie der Oschatzer Bau ein zum Untertauchen geeignetes, aus natürlicher Quelle gespeistes Wasserbecken! Jedoch gab es Judengemeinden mit dem notwendigen Ritualbad im Mittelalter in Deutschland nur in Städten. Mikwe, Geschichte und Architektur jüdischer Ritualbäder in Deutschland, hrsg. v. Georg Heuberger, Frankfurt/M. 1992.

23 Die Grabung zeigte, dass eine der Abflussrinnen im Südosten noch siebeneinhalb Meter vor der Außenmauer über flaches Gelände verlief (Spehr, Vorbericht, Abb. 7; vgl. auch Spehrs negative Aussage S. 21). Ein „verfallener“ Graben wird zwar 1782 von Hoffmann behauptet (Spehr, Vorbericht, S. 18), aber das war sicher nur eine Annahme.

Es ergibt sich folglich im Ausschlussverfahren, dass wir es mit einem unbefestigten, repräsentativen Adelsitz zu tun haben, also mit einem Bautypus, für den es ein fest definiertes Wort gibt – das allerdings nicht in die Zeit um 1200 passt: Das „wüste Steynhus“ war in der Tat ein Schloss!

Zu dieser kaum vermeidlichen Einschätzung ist auch schon die bisherige, von Spehr zusammengefasste Forschung gekommen²⁴. Die besondere Problematik dieser Deutung liegt darin, dass im Hochmittelalter unbefestigte Adelsitze nach geltender Auffassung noch nicht vorkamen – von stark diskutierten und durchaus noch burgartigen Randfällen wie etwa Castel del Monte einmal abgesehen. Aber nicht nur deswegen, sondern noch viel prinzipieller fällt es schwer, Vergleichsbeispiele oder gar Vorbilder für den Bau zu benennen – womit wir den Kern seines besonderen Interesses berühren.

Zum Schatz diskutabler Vermutungen gehört schliesslich die Vorstellung, es habe sich um ein Jagdschloss gehandelt – die Lage am Rand der Mutzschener Heide und der (in seinem Alter allerdings unklare) Flurname „Tiergarten“ deuten durchaus in diese Richtung. Allerdings geht auch der Typus des Jagdschlusses nicht über das allerspäteste Mittelalter zurück, über das 15./16. Jahrhundert.²⁵

3.2. „Orientalische“ Vorbilder?

Spehr zitiert mündlich überlieferte Ideen des sächsischen Landesdenkmalpflegers W. Bachmann († 1958), der „mittelmeerisch-orientalische Paläste“ als Vorbilder unseres Baues vermutet habe²⁶; obwohl Bachmann lange im Orient war, ist aber offenbar unbekannt, was er damit eigentlich meinte²⁷. Spehr arbeitet es aus, indem er – weiterhin ohne Nennung konkreter Bauten – vom „römisch-byzantinischen Kastell“ und „muselmani-

24 Es sei an dieser Stelle aber nochmals betont, dass die Bezeichnung als „Schloss“ seit dem Spätmittelalter, auch bis heute im Volksmund, nichts mit einer typologischen Einordnung im wissenschaftlichen Sinne zu tun hat. „slos“ o. ä. meinte früher einfach die Befestigung, auch gelegentlich im Sinne der befestigten Stadt, also auch die Burg und gerade nicht den unbefestigten Adelsitz! Vgl. dazu Spehr, Vorbericht, S. 18.

25 Erst recht sind Spehrs/Bachmanns Worte „Jagdpalast“ oder gar „Jagdpalas“ völlig undefinierte Neuschöpfungen, die in keiner Weise weiterhelfen.

26 Der zeichnerische Rekonstruktionsversuch von Bachmann (Spehr, Abb. 5), der keineswegs „orientalisch“ wirkt, hilft uns nicht weiter, weil er unvermeidlich weitgehend auf unbeweisbaren Annahmen beruht, nämlich besonders für alle höheren Teile und die Fenster; die fehlenden Strebepeiler am Flügel und der Wassergraben sind sogar falsch, weil Bachmann an den betr. Stellen nicht gegraben hatte.

27 Spehr, Vorbericht, S. 19–20.

schen Schloß“ als Vorbildern spricht, bevor er klösterliche Bezüge andeutet (Zisterzienser, Augustiner) und schließlich von „gralhaften“ (!) Zügen und dem vielleicht geplanten Rahmen einer „Ritterbruderschaft“ oder „Tafelrunde“ spricht²⁸. All dies besitzt nicht den Charakter konkreter Vergleiche und Herleitungsvorschläge, die man mit kunsthistorischer Methodik prüfen könnte – es verdunkelt eher den Weg zum ohnehin schwierigen Verständnis, weil es Überlegungen ganz unterschiedlicher Art nebeneinander setzt, ohne das Naheliegende vom Unwahrscheinlichen zu scheiden.

Nichts an den geringen Resten des „wüsten Steynhuses“ ist in irgendeinem Sinne „orientalisch“. Sockelschräge, Strebepfeiler, Kreuzwölbung, Schlitzfenster – dies sind zunächst einmal völlig normale Bestandteile mitteleuropäischer Architektur der Romanik und Gotik. Allein der Grundriss und die konsequente Art der Verwendung dieser Elemente weist über diese relativ banale Bewertung hinaus – aber ist der Bau deswegen „orientalisch“? Gewiss nicht, denn auch im (Vorderen) Orient gibt es keinen Vergleich für eben diesen Grundriss. Insbesondere sind für die dortigen kastellartigen „Schlösser“ – in Wahrheit Bauten höchst unterschiedlicher Funktion²⁹ – runde, vorspringende Eck- und Zwischentürme verbindlich, während leicht vorspringende Eckpavillons wie am „wüsten Steynhus“ völlig unbekannt sind, ebenso wie die regelmäßig angeordneten Strebepfeiler. Exakt dieselben Erkenntnisse gelten dabei für die Kastelle im Frankreich des Königs Philippe II. Auguste³⁰, die Bachmann und Spehr offenbar unbekannt sind, und schließlich für jene im Königreich beider Sizilien Kaiser Friedrichs II. Die letzteren scheiden zudem auch deswegen als Vorbilder aus, weil gerade die geometrisch regelmäßigen unter ihnen, die durch gotische Einzelformen ausgezeichnet sind, erst ab den 1230er Jahren entstanden, also ein Vierteljahrhundert jünger sind als der sächsische Bau³¹. Von ihnen allerdings dürfte Bachmanns

28 Spehr, Vorbericht, S. 40–41. Vgl. a. S. 35 u. 38, wo ebenso ohne jede Grundlage vom „Quasi-Ritterorden“ und vom „quasi-religiösen Ordo dieser Gemeinschaft“ die Rede ist. Welcher Gemeinschaft? Wir wissen nichts über den Bauherren!

29 Als jüngere, übergreifende Darstellungen seien genannt: Heinrich Gerhard Franz, *Palast, Moschee und Wüstenschloß. Das Werden der islamischen Kunst*, 7.–9. Jahrhundert, Graz 1984; Rami G. Khouri, *The Desert Castles. A brief guide to the antiquities*, Jordan 1992 (*Al Kutba Jordan Guides*).

30 Den neuesten Überblick über dieses für den französischen Burgenbau zentrale Thema bietet: Jean Mesqui, *Châteaux et enceintes de la France médiévale. De la défense à la résidence*, 2 Bde., Paris 1991–93; jedoch sei auch der ursprüngliche „Entdecker“ des Themas nicht ganz vergessen: Pierre Héliot, *La genèse des châteaux de plan quadrangulaire en France et en Angleterre*, in: *Bulletin de la Société nationale des antiquaires de France*, Jg. 1965 (1966), S. 238–257.

nebelhafte Formulierung der „mittelmeerisch-orientalischen Paläste“ ange-regt sein, denn die Ableitung der süditalienischen Bauten von solchen der Omayyadenzeit war eine früher verfolgte These vor allem der italienischen Forschung. Dass schließlich die Ordensburgen in Preußen als Vorbilder des Oschatzer Baues infrage kommen könnten, schließt schon Spehr mit Recht aus, weil deren früheste Beispiele erst um und gegen 1300 auftreten³².

All diese Beispiele zeigen in Wahrheit nur, dass der regelmäßige Vierflü-gelbau mit unterschiedlichen Formen der Eckbetonung schon im frühen und hohen Mittelalter ein mehrfach und in wechselhafter Form realisiertes Konzept für aristokratische Profanbauten war, und zwar anfangs vor allem im Mittelmeerraum, also offensichtlich in kreativer Ausarbeitung antiker Vorbilder³³. Dass von einer dieser mediterranen oder auch französischen Gruppen ein direkter Weg ins sehr weit entfernte Oschatz führe, wäre da-bei aber nur durch gleiche Detaillösungen belegbar. Exakt diese fehlen je-doch, und es ist zudem zu betonen, dass gerade die europäischen Kastele des 13. Jhs. – mit Ausnahme der französischen – alle jünger sind als Oschatz. Der Bau behält vor diesem Hintergrund also weiterhin seinen Rang als formaler und vor allem zeitlicher Sonderfall.

Als „orientalisch“ könnte man schliesslich die Integration eines Bade-hauses in ein „Schloss“ ansehen – wiewohl Bachmann das nicht gemeint hat, denn er kannte ja das Badehaus noch nicht. Wer allerdings die entsprechen- den Anlagen der omayyadischen Zeit gesehen hat, die insbesondere in Jorda-nien erhalten sind³⁴, der weiss, dass die Unterschiede kaum größer sein könnten – hier ein einzelner Rundraum mit „Badewanne“, aus einer Quelle mit Kaltwasser gespeist, dort mehrräumige, in der römischen Thermentra-

31 Wirkliche Bauforschung hat in Süditalien bisher nur in Castel del Monte stattgefunden, das aber ein Sonderfall ist. Folglich fehlt erst recht eine zusammenfassende und analyti-sche Bewertung der gesamten Gruppe. Einen halbwegs aktuellen Überblick bietet derzeit am ehesten Raffaele De Vita, *Castelli, torri ed opere fortificate di Puglia*, Bari 1974. Einen Überblick über die Forschung (nicht über die Bauten selbst) gab jüngst Dankwart Lei-stikow, Literaturbericht seit 1900 zu den Bauten Kaiser Friedrichs II. von Hohenstaufen in Süditalien (in Auswahl), in: *Castellologica bohemica*, 8 (2002), S. 119–130.

32 Zu dieser bedeutenden Bautengruppe zuletzt und grundlegend: Tomasz Torbus, *Die Kon-ventsburgen im Deutschordensland Preußen* (phil. Diss. Hamburg 1997), München 1998 (Schriften des Bundesinstituts für ostdeutsche Kultur und Geschichte, Bd. 11).

33 Thomas Biller, *Die Entwicklung regelmäßiger Burgformen in der Spätromanik und die Burg Kaub (Gutenfels)*, in: *Wartburg-Gesellschaft zur Erforschung von Burgen und Schlössern* (Hg.), *Burgenbau im 13. Jh.* (Forschungen zu Burgen und Schlössern, Bd. 7), München/Berlin 2002, S. 23–43.

34 Besterhaltenes Beispiel ist Qasr Amra, jedoch gibt es weitere, nur teilweise erhaltene Bauten dieser Art; vgl. die in Anm. 29 gen. Literatur.

dition stehende und eben nicht in größere Komplexe integrierte Schwitz-, Warm- und Kaltwasserbäder, gespeist aus Zisternen in Hochlage. Wenn hier überhaupt ein Zusammenhang besteht, dann wurde höchstens eine Idee von weit her importiert, aber die Umsetzung fiel äußerst originell aus.

3.3. Vergleichsbauten in Mitteleuropa

Weitaus erfolgversprechender ist demnach der Versuch, von dem ungewöhnlichsten Merkmal des Grundrisses auszugehen, nämlich der Regelmäßigkeit der Maße und Bauteile, die mit der geplanten Wölbung in Verbindung zu bringen ist und in dem Strebebeylensystem besonders anschaulich wird. Diese Merkmale sind es, die den Grundriss schon auf den ersten Blick „gotisch“ erscheinen lassen und damit einen Zusammenhang mit Frankreich und dem Vordringen der Gotik nach Mitteleuropa nahelegen. Allerdings ist dabei festzustellen, dass ein gleichmäßiger Vierflügelbau mit leicht vorspringenden Eckpavillons auch im Frankreich des frühen 13. Jhs. nicht benannt werden kann³⁵ – wobei Lücken meiner Kenntnis oder auch des Forschungsstandes nicht auszuschließen sind. Auch die romanischen Detailformen deuten nicht wirklich auf eine im engen Sinne französische Schöpfung, die sich hier besonders früh besonders weit nach Osten „verirrt“ hätte, sondern eher auf ein Bauwerk, das zwar in der hiesigen Tradition stand, aber die brandneuen westlichen Anregungen besonders originell zu nutzen wusste.

In der Festschrift für einen Gotikspezialisten muss nicht detailliert werden, dass die ersten „wirklich“ gotischen Bauten in Deutschland nicht vor den 1230er Jahren entstanden – Liebfrauen in Trier, St. Elisabeth in Marburg – und dass selbst jene Bauten, die nur gotische Einzelmerkmale in variabler Weise mit solchen der späten Romanik kombinierten, in Deutschland nicht bis in die Zeit um 1211/12 zurückgehen³⁶. Die Einordnung des „wüsten Steynhuses“ ist insoweit keine Frage besonders überzeugender Vergleiche, die aus einer großen Anzahl Bauten zu wählen wären – das Problem besteht vielmehr darin, *überhaupt* Vergleiche zu finden.

35 Vielmehr waren dort – wie in Südtalien, was man damit in Verbindung gebracht hat – runde, vorspringende Türme charakteristisch. Ferner fehlen dort Strebebeyler so gut wie völlig, und die Wohn- und Wirtschaftsbauten waren eher zufällig an die Ringmauern gelehnt, was von einem Vierflügelbau ausgesprochen weit entfernt ist.

36 Neuere Gesamtdarstellung: Bruno Klein, *Beginn und Ausformung der gotischen Architektur in Frankreich und seinen Nachbarländern*, in: Rolf Toman (Hg.), *Die Kunst der Gotik, Architektur, Skulptur, Malerei*, Köln 1998, S. 28–117, hier: S. 104–111.

Vor diesem Hintergrund ist es durchaus bemerkenswert, dass einer der frühesten Bauteile der deutschen Gotik ebenfalls im Sächsischen steht, „nur“ etwa 130 km nordwestlich von Oschatz, nämlich der 1209 begonnene Chorumgang des Domes von Magdeburg. Ein Detailvergleich mit dem „wüsten Steynhus“ kann schon angesichts von dessen Zustand nicht sehr weit führen, aber immerhin findet man auch in Magdeburg einen mauerstarken, gewölbten Bauteil, der unter anderem mit rechteckigen Wandvorlagen und kräftigen Sockelabsätzen arbeitet und dessen reiche Einzelformen wie in Oschatz noch romanisch sind. Zweifellos, an zahllosen Beispielen anschaulich und leicht nachvollziehbar, war der formale Apparat des Profanbaus weitaus schlichter vorgesehen als jener der Kathedrale, aber dies vorausgesetzt – und eingestanden, dass die Frage nie eine Antwort finden wird – darf man durchaus darüber nachdenken, ob der unbekannte Meister von Magdeburg auch in Oschatz tätig geworden sein könnte; er gilt als offenbar Deutscher, der nur aus der Ferne erfahren hatte, wie die neuartige Architektur weit im Westen aussah.

Fast noch beeindruckender sind aber Vergleiche mit Regionen weiter östlich, wo die gotische Architektur teilweise früher als in Deutschland zu wirken begann – nämlich mit Ungarn und Schlesien. Dass in Ungarn bereits um 1200 gotisch gebaut wurde, wird vor allem durch den Königspalast in Esztergom/Gran belegt, der samt seiner heute rekonstruierten Kapelle 1198 im Bau, aber noch nicht vollendet war³⁷. Auch dort findet man die Kombination von gotischer Raum- und Wölbform und romanischem Charakter der Portale, Fenster und Säulen, am Wohnturm auch Strebebfeiler.

Noch beeindruckender sind die Bezüge zwischen der Form des rekonstruierbaren Badehauses und der ebenfalls nur in Fundamenten erhaltenen Burgkapelle in Liegnitz/Legnica in Schlesien, die wahrscheinlich noch unter Herzog Heinrich I. (1201–38) entstanden ist, zeitparallel zur Zisterzienserinnenkirche in Trebnitz bei Breslau (um 1202/03–1219)³⁸. Gesichert ist von diesem Zentralbau (Abb. 5) ein erstaunlich kleiner, sechseckiger Mit-

37 Dezső Dercsenyi, *Der königliche Palast von Esztergom*, Budapest 1965. Zu Esztergom und seiner Einordnung in die ungarische Architekturentwicklung: Ernő Marosi, *Die Anfänge der Gotik in Ungarn, Esztergom in der Kunst des 12.–13. Jahrhunderts*, Budapest 1984.

38 Günther Grundmann, *Burgen, Schlösser und Gutshäuser in Schlesien*, Bd. 1, 1982, S. 17–27, mit e. Beitrag von Dieter Großmann zur Schloßkapelle und der älteren, vor allem auch polnischen Lit. Ferner: Dieter Großmann, *Liegnitz und Koborn – Vergleich zweier Burgkapellen*, in: *Wartburg-Gesellschaft zur Erforschung von Burgen und Schlössern* (Hg.), *Burgenbau im späten Mittelalter*, München 1996 (*Forschungen zu Burgen und Schlössern*, Bd. 2), S. 31–48, mit verstärkter Tendenz zur Datierung in die ersten beiden Jahrzehnte des 13. Jahrhunderts, parallel zu Trebnitz.

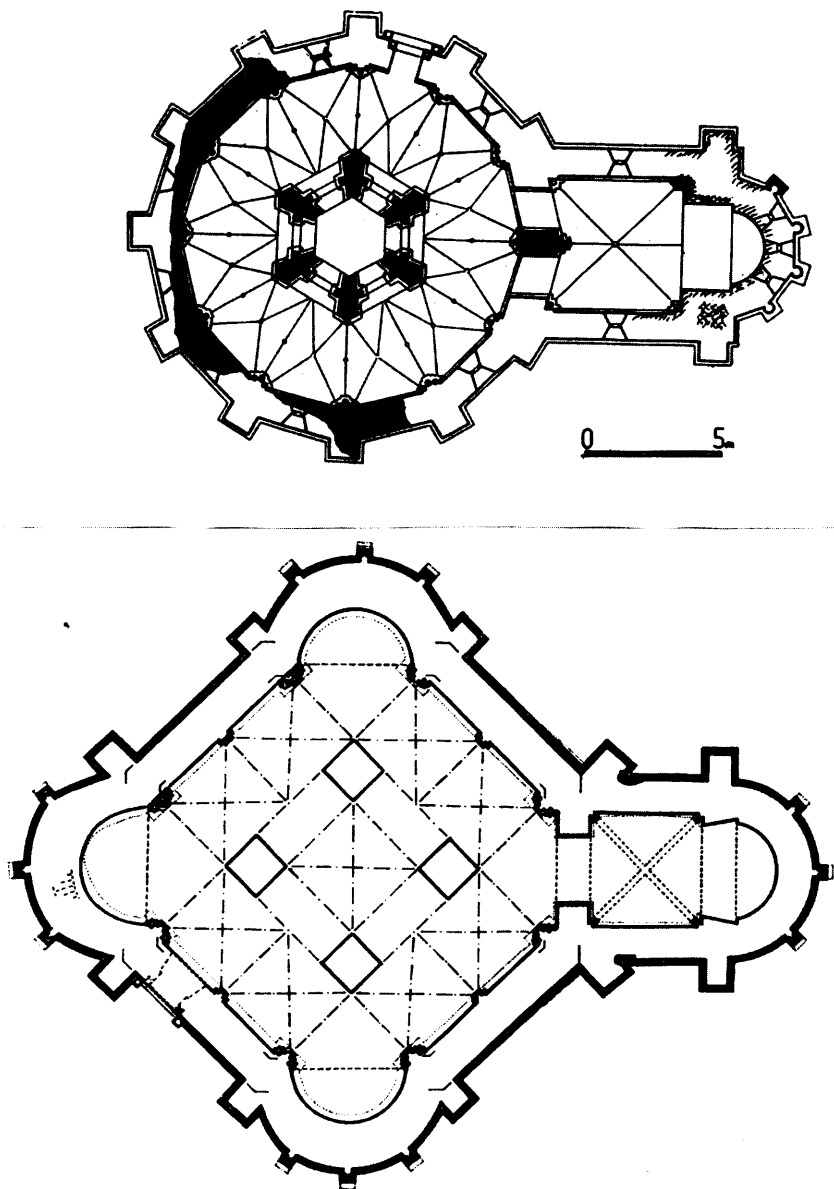


Abb. 5. Liegnitz (oben) und Breslau, Grundrisse der ergrabenen Burgkapellen. In Breslau ist der nicht realisierte quadratische Einbau, der die Laterne hätte tragen sollen, rekonstruiert.

telraum von nur 2,5 m Durchmesser, der auffällig eng von Pfeilern umstellt war, die wiederum mit hoher Sicherheit eine Laterne trugen. Spolien belegen reich geschmückte Kreuzrippengewölbe vor allem im rund 3,5 m breiten, zwölfckigen Umgang, der zweigeschossig anzunehmen ist; er war außen durch vorspringende Strebepfeiler abgestützt. Nahe verwandt, im Sinne der Variation über ein Thema, war die ebenfalls nur aus Fundamentresten bekannte Kapelle der Breslauer Herzogsburg (Abb. 5), die wahrscheinlich achteckig um einen quadratischen Zentralraum geplant war, so aber offenbar nicht vollendet wurde³⁹. In Raumgestaltung und Dimension stehen diese Kapellen dem Oschatzer Badehaus beachtlich nahe; dass beide Bauten anderen Zwecken dienten, ändert schon deswegen nichts an der Gültigkeit des Vergleiches, weil die Analogien zur Liegnitzer Kapelle auch dann extrem selten bleiben, wenn man sich auf Sakralbauten beschränkt; dann sind nämlich noch Kobern an der Mosel und Vianden⁴⁰ in Luxemburg zu nennen.

Die beste Analogie nicht nur zum Badehaus, sondern zur Gesamtanlage des „wüsten Steynhuses“ bietet jedoch die königliche Burg in Óbuda/Alt-Ofen, der Vorgängersiedlung von Budapest⁴¹ (Abb. 6). Nach Schriftquellen und Schmuckformen entstand dort schon um 1220 eine quadratische Vierflügelanlage von 30 m Seitenlänge, mit regelmäßig verteilten Strebepfeilern an der Außenseite. Sie lag, wie die Oschatzer Anlage, im Flachen und war nicht unmittelbar von einem Graben umgeben; dieser folgte erst jenseits eines breiten, an den Ecken ebenfalls von Strebepfeilern akzentuierten Zwingers⁴². Auch die Burg in Alt-Ofen besaß einen Turmakzent,

39 Grundmann (vorige Anm.), Beitrag von Dieter Großmann und Hanna Nogossek, S. 32–34. Die Nichtausführung der quadratischen Laterne dürfte damit zu tun gehabt haben, dass deren Ostpfeiler im Gegensatz zu allen liturgischen Gepflogenheiten die Öffnung der Chorquadrats verdeckt hätte! Gerade dieser Punkt verbindet mit Liegnitz, wo diese Öffnung auch durch einen aus Wölbungsgründen nötigen Pfeiler unterteilt war. Übrigens gab es in Breslau nahe der Kapelle auch ein Badehaus, aber offenbar von nicht besonders auffälliger Form.

40 Zu Kobern vgl. Anm. 38; zu Vianden zuletzt: John Zimmer, *Burg Vianden*, (Hg.) Musée National d'Histoire et d'Art/Service des sites et monuments nationaux, Luxembourg o. D. (um 2000). Die Kapelle von Vianden gehört nach neuesten dendrochronologischen Ergebnissen in eine Bauphase um 1167, das weit bekanntere Obergeschoss entstand um 1191.

41 Júlia Altmann u. Herta Bertalan, *Óbuda vom 11.–13. Jh.*, in: Gerd Biegel (Hg.), *Buda-pest im Mittelalter*, Braunschweig 1991 (Schriften d. Braunschweig. Landesmuseums, 62) S. 113–131, hier: S. 125–128; István Feld, *Ecilburg und Ofen – zur Problematik der Stadtburgen in Ungarn*, in: *Castrum Bene 6*, Burg und Stadt, Praha 1999, S. 73–88, hier: S. 73–79.

42 Der Rekonstruktionsversuch von Székér (bei Feld 1999, Abb. 5) stellt die Zwingermauer viel zu hoch dar.

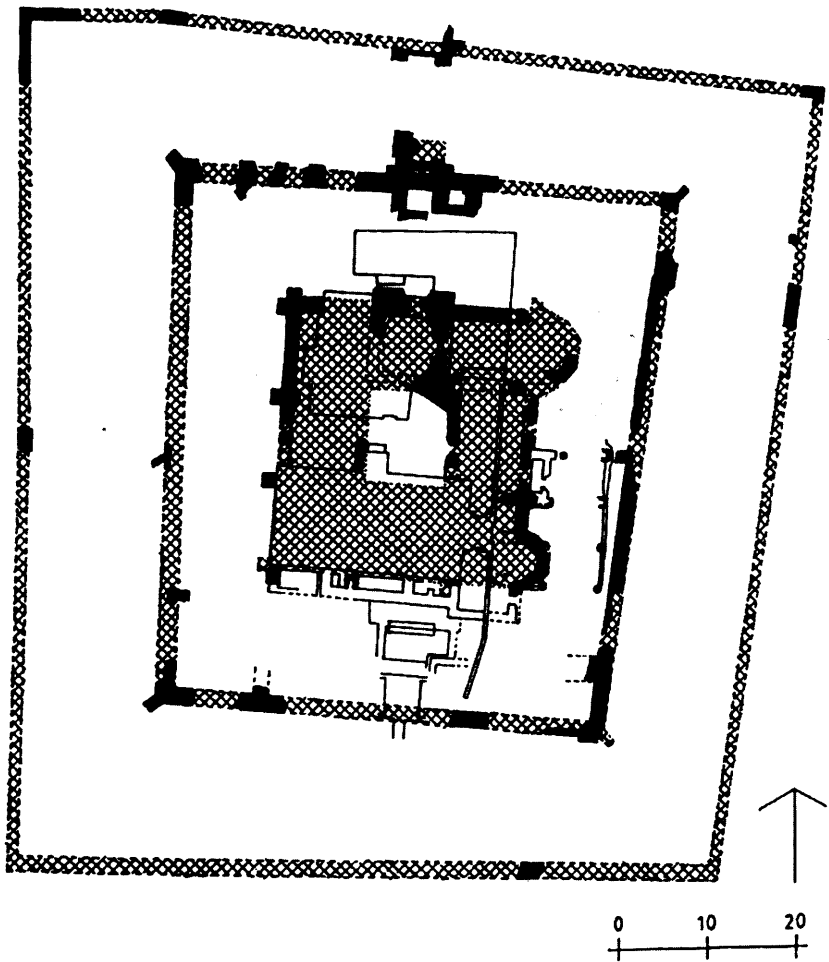


Abb. 6. Die um 1220 entstandene Burg in Óbuda/Alt-Ofen (Ungarn), nach den Ergebnissen der Ausgrabung, die Chorerweiterung der Burgkapelle ist weggelassen

jedoch nicht an den Ecken, sondern in der Mitte des Nordflügels, wo der Turm zugleich Westturm der Burgkapelle war. Auch die Form dieser Königsburg kennt bisher in ganz Ungarn keinen unmittelbaren Vergleich, trotz des frühen Eindringens der Gotik in das Königreich.

4. Zusammenfassung

Das ganz vereinzelt in der deutschen Architekturlandschaft des frühen 13. Jhs. stehende „Schloss“ bei Oschatz, dessen Erbauer wir in Markgraf Dietrich von Meißen nur vermuten können, hat nichts mit wie auch immer gearteten „orientalischen“ Bauten zu tun. Es handelt sich vielmehr um ein frühes und höchst originelles Zeugnis des Eindringens der Gotik ins östliche Mitteleuropa, das – in den Einzelformen grundsätzlich noch romanisch – mit vereinzelt, um 1210–30 entstandenen Bauten in Magdeburg, in Schlesien und Ungarn in Beziehung zu setzen ist. Die Verwandtschaft zwischen ihnen kann zwar nur noch an gestalterischen Details und der entwerflichen Grundhaltung abgelesen werden, aber zumindest die ungarische Königsburg in Óbuda bietet ein wichtiges Vergleichsbeispiel für den Typus des regelmäßigen, gewölbten und mit Strebepfeilern versehenen Vierflügelbaues schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts.

Nach Drucklegung des vorliegenden Artikels erschien eine weitere Arbeit zum Thema: Robert Schmidt, Jagdpalast oder Kapelle – Das Wüste Schloß Osterland bei Oschatz, Oschatz 2003, 22 S. Zur grundlegenden These dieser Arbeit – dass es sich um einen Sakralbau handle – ist hier in 3.1. das Wesentliche schon gesagt, jedoch belegt die Arbeit, wie stark der ungewöhnliche Bau Deutungen herausfordert.

Abbildungsquellen:

Th. Biller: Abb. 1, Abb. 2 (Obergeschoss)

Spehr, Vorbericht (Anm. 1): Abb. 2 (Keller), Abb. 3, Abb. 4

Großmann (Anm. 38): Abb. 5 (Liegnitz)

Grundmann (Anm. 38): Abb. 5 (Breslau)

Feld 1999 (Anm. 41, nach Szekér): Abb. 6